

Wo der Fortschritt eine Chance hat

A 22. 11. 1988
 Amerika als Land der Verheißung gilt auch
 heute noch nicht als Fata Morgana / Von Dieter Buhl

Noch eine Abhandlung über die europäisch-amerikanischen Beziehungen, ließe sich seufzen, noch ein Klagelied auf die zahllosen transatlantischen Mißverständnisse, Vorurteile, Zwangsvorstellungen. So begründet die Abneigung gegen den *evergreen* der Politologen ist, mit diesem Buch wird er nicht wieder aufgelegt:

■ **Margarita Mathiopoulos:**

Amerika: Das Experiment des Fortschritts
 Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 1987;
 408 S., 58,- DM

Die Autorin, einst Willy Brandts Kandidatin für das Amt des SPD-Sprechers, will tiefer schürfen, als es bei diesem Dauerthema gemeinhin geschieht. Sie will die unter den aktuellen Meinungsverschiedenheiten verborgenen Gemeinsamkeiten zwischen der Alten und der Neuen Welt freilegen. „Die Idee des Fortschritts in der politischen Tradition und Gegenwart Amerikas darzustellen...“, ist ihr Ziel, und ihr Weg dorthin führt stets vorbei an den europäischen Marksteinen des Fortschritts.

Viele der Wegzeichen sind inzwischen verwitert, von Kleinmut und Pessimismus bedroht. Die Chiffre Fortschritt verursacht keine leuchtenden Augen mehr in Europa. Margarita Mathiopoulos nennt auch den Grund für den wachsenden Unglauben gegenüber dem Fortschritt: „Das Prinzip des Rechts- und Linkstotalitarismus als gewaltsamer Versuch einer totalitären Durchsetzung der Fortschrittsidee im 20. Jahrhundert hat diese in den totalen Abgrund gestürzt und das historische Bewußtsein der Europäer zutiefst erschüttert.“ Die Gefahren für Umwelt und Gemeinschaft, so wäre zu ergänzen, hat der Vorstellung von einer sich ständig voranentwickelnden Menschheit ebenfalls den Boden entzogen.

Um wieviel besser in dieser Hinsicht die Amerikaner fahren, begründet die Autorin mit deren Geschichtsverständnis. „Die strahlende Stadt auf dem Hügel“, die schon den ersten Siedlern vorschwebte, Amerika als Land der Verheißung, gilt auch heute noch nicht als Fata Morgana. Warum selbst Ronald Reagan mit seiner Hollywood-Fassung des Fortschritts den Traum nicht zerstören konnte, erklärt Mathiopoulos mit einer festgefühten Tradition. Wo Dokumente wie die Unabhängigkeitserklärung und die Verfassung seit über zweihundert Jahren das politische Denken bestimmen, trägt ein sicheres Fundament den weitgehend angebandigten Fortschrittsglauben.

Die Einwände gegen allzu naive Gläubigkeit kommen nicht zu kurz. Mathiopoulos zitiert nicht bloß europäische Denker, denen die amerikanische Ur-Maxime von der Durchsetzungsfähigkeit der Besten (*Survival of the fittest*) widerstrebt. Sie führt auch sensible Amerikaner wie Henry Adams wider den Sozialdarwinismus im eigenen Lande ins Feld. Dem „Fortschritt als Pseudo-Ideologie“, die in wahlpolitischen Slogans wie *New Deal* oder *New Frontier* ihren Ausdruck fand, werden gleichfalls keine Kränze gebunden. Doch läßt die Autorin keinen Zweifel daran, wie sehr ihr der Optimismus der Amerikaner imponiert.

Die Urteile fallen gelegentlich in Sätzen, die selbst Thomas Mann als zu lang befunden hätte. Bei der Ausweitung ihrer Dissertation in ein wichtiges Buch mag Margarita Mathiopoulos den Inhalt gelegentlich über die Form gestellt haben. Dennoch lohnt es, diesen Steinbruch des Wissens zu erschließen, weil sich viele Erkenntnisse herausbrechen lassen. Die wichtigsten Einsichten liefern die Erklärungen des Unterschieds beim Fortschrittsverständnis diesseits und jenseits des Atlantiks: „Während Amerikas Zukunft sich immer an der Erfüllung der Fortschrittsideologie ihrer Geburtsstunde orientierte, politische und gesellschaftliche Erneuerung ihren Ursprung im Glauben an die Tradition fand, war und ist Europa darauf angewiesen, seine historische Dynamik und politische Vitalität durch neue Fortschritts- und Zukunftsvisionen zu aktivieren. Geschichte und Fortschritt liefen in Europa eben nicht wie in Amerika parallel; mit Mißerfolg und Krisen war Europa weitaus reicher bedacht worden.“

Ist der Fortschritt demnach amerikanisch? Die Selbstzweifel hier und das Sendungsbewußtsein dort könnten den Eindruck erwecken. Um ihn zu entkräften und, allen Spannungen und Meinungsverschiedenheiten zum Trotz, die Gemeinsamkeit zwischen den beiden Welten heraufzubeschwören, beruft sich die Verfasserin auf Richard von Weizsäcker: „Das, was wir westlich nennen, ist nicht amerikanisch, sondern europäisch. Auch das, was die Amerikaner westlich macht, ist europäisch. Ihre Freiheitsidee wurzelt in unserem europäischen Gedanken. Darin sind wir ihnen unverbrüchlich verbunden, genauer gesagt: sie mit uns.“ Für Resignation und Minderwertigkeitskomplexe, so die Botschaft des Buches, besteht daher ebensowenig Grund wie für blindwütigen Antiamerikanismus.